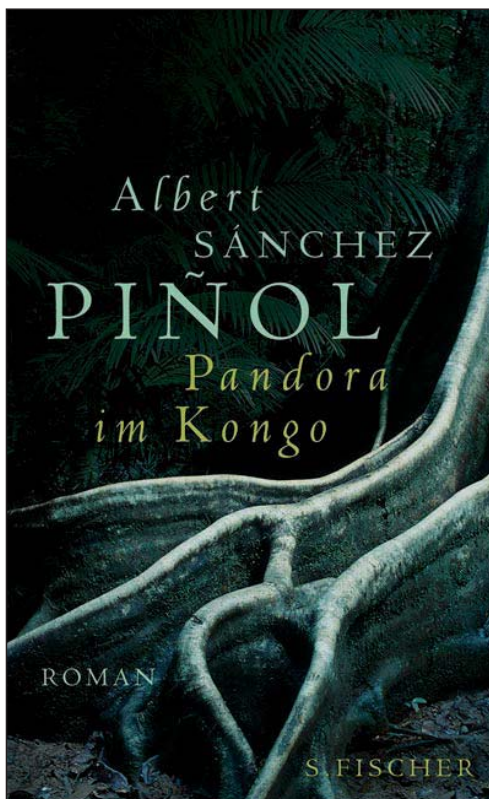


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Albert Sánchez Pinol

Pandora im Kongo

Roman



Preis € (D) 19,90 SFR 34,90 (UVP)

480 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-061603-6

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

I Die Geschichte begann mit drei Beerdigungen und endete mit einem gebrochenen Herzen – meinem. Im Sommer 1914 war ich neunzehn Jahre alt, ein halber Asthmatiker, ein halber Pazifist und ein halber Schriftsteller. Ein halber Asthmatiker, weil ich halb so viel hustete wie die Kranken, aber doppelt so viel wie die Gesunden. Ein halber Pazifist, weil ich Kriegen hilflos gegenüberstand und eigentlich an keinem teilnehmen wollte. Ein halber Schriftsteller: Das Wort Schriftsteller ist schon zu hoch gegriffen und sogar mit dem »halben Schriftsteller« übertreibe ich noch. Ich schrieb Bücher auf Bestellung. Mit anderen Worten, ich war ein literarischer Neger. (In der Verlagswelt nennt man jeden »Neger«, der Bücher für andere schreibt.)

Wer erinnert sich heute noch an Doktor Luther Flag? Niemand. Begraben und vergessen. Aber vor dem Ersten Weltkrieg erfreute er sich einer gewissen Beliebtheit. Seine Spezialität waren Groschenromane. Doktor Flags Geschichten (nie erfuhr ich, ob er wirklich ein Doktor war) spielten alle in Afrika und beliefen sich alle auf genau achtzig Seiten.

Auf dem Buchumschlag prunkte immer dasselbe Foto von ihm. Es zeigte einen Mann mit vollem weißen Haar und einem rechteckigen Bart, den das Leben geradewegs auf den Weg der Weisheit geführt hatte. Vor ihm auf dem Tisch lag die ausgebreitete Landkarte des schwarzen Kontinents. Er deutete mit dem Finger auf einen vagen Punkt, während er sich mit der anderen Hand ein Monokel vor das rechte Auge hielt. Sein Blick beschwor eine Welt voller Geheimnisse.

Wenige Orte boten eine so reichhaltige Fülle von Erzählelementen wie Schwarzafrika. Die Massai, die Zulu, die Burenrebelln. Die Savanne, der Urwald. Elefanten, Krokodile, Nilpferde und Löwen, Forscher und Jäger. Und vieles mehr. Mit so anregenden Zutaten und einer regen Fantasie war es nicht weiter schwierig, eine Handvoll banaler Geschichten zu

erfinden. Doktor Flag aber hatte sich zum fruchtbarsten Autor der englischen Literatur entwickelt. Seit zwanzig Jahren brachte er jede Woche drei Romane heraus. Wenn jeder davon achtzig Standardseiten umfasste, hieß das, dass er in sieben Tagen zweihundertvierzig Seiten schrieb. Also, wenn ich mich nicht irre, im Durchschnitt 34,2 Seiten täglich. Und niemand kann 34,2 Seiten am Tag zwanzig Jahre hindurch schreiben. Niemand.

Zu jener Zeit lernte ich einen gewissen Frank Strub kennen. Strub war Doktor Luther Flags Neger. Er war es, der mir die Arbeit anbot. Da Doktor Flag ihm eine bestimmte Summe pro Seite zahlte, war ihm daran gelegen, möglichst viele Seiten am Tag zu schreiben. Strub war verheiratet und hatte drei Kinder. Und drei Kinder sind ein guter Anlass, um Überstunden zu machen. Doch alles hat seine Grenzen. Nachdem er eine Zeitlang für Doktor Flag gearbeitet hatte, stand Strub kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Das war gleich, nachdem wir uns kennengelernt hatten. Strub gehörte zu den Menschen, mit denen man schnell ins Gespräch kommt. Eines Tages lud er mich in ein billiges, lautes Restaurant im Norden Londons ein, wo die Arbeiter dicht gedrängt ihre Mahlzeit einnahmen. Es war so voll, dass wir wie die Hühner auf der Stange die Arme an die Rippen pressen mussten, nur um mit dem Besteck hantieren zu können. Der Lärm war höllisch, und selbst wenn man sich gegenüber saß, musste man, um sich zu verständigen, mit Stentorstimme reden.

»Hör zu, Tommy«, sagte Strub im Anschluss an den Nachtisch, »wenn das so weitergeht, wird man mich in die Klapsmühle stecken. Aber der alte Flag verlangt wöchentlich eine bestimmte Seitenmenge. Wenn ich die nicht bringe, entlässt er mich. Das ist seine Taktik. Er saugt den Neger bis zum letzten Tropfen aus und dann sucht er sich einen anderen. Ich

kann es mir nicht leisten, den Job zu verlieren, Tommy. Ich habe drei Kinder.«

»Mensch, Frank, das ist ja schrecklich«, antwortete ich mitfühlend.

»Ich habe gedacht, du könntest mir helfen. Ich zahle dir etwas weniger, als er mir zahlt. Dabei nehme ich eine kleine Provision für die Seiten, die du schreibst. Du verstehst schon, ich habe drei Kinder. Du bist zwar sehr jung und besitzt keine literarische Erfahrung, aber das Risiko nehme ich auf mich.«

Für einen Augenblick zögerte ich. Er aber wollte den Handel schnell unter Dach und Fach bringen.

»Keine Sorge«, beeilte er sich zu versichern, »du musst dich nur genau an die Skripts von Flag halten. Und vergiss nicht, achtzig Seiten, nicht mehr und nicht weniger. Das ist eine Bedingung der Druckerei. Na, willst du dein erstes Skript?«, fragte er und zwinkerte mir zu. »Du kannst es kaum mehr erwarten, was? Da, nimm.«

Und er gab mir ein paar maschinengeschriebene Blätter. Während er sich noch den Mund mit der Serviette abwischte, stand er schon auf.

»Kellner! Der Junge hier zahlt die Rechnung.« Und zu mir gewandt: »Damit bist du doch einverstanden, Tommy? Genau betrachtet habe ich dir einen guten Job besorgt. Mehr als einen Job, die Gelegenheit, den Parnass zu erklimmen. Jetzt muss ich los. Heute habe ich noch nicht mein Seitenpensum erfüllt.«

»Wann muss ich die Geschichte abgeben?«, fragte ich.

Strub lachte.

»Wann? Gestern. Mach dich ran!«

Sobald ich zu Hause war, las ich die Seiten. Mir schien, dass Flag selbst die Skripts in aller Eile ausarbeitete. Es handelte sich um hastig mit der Maschine heruntergeschriebene Seiten. Das Skript hatte den Titel *Pandora im Kongo*. Das sollte meine

erste Begegnung mit der Literaturindustrie sein. Wahrscheinlich hebe ich es deshalb auf. Und so sah es aus:

Pandora im Kongo

1. Kapitel:

- Beschreiben Sie die Hauptfigur: einen jungen Pastor der anglikanischen Kirche.
- Er soll kirchliche Würdenträger zurück zu ihrer afrikanischen Mission begleiten.

[Ich möchte daran erinnern, dass die Hauptfigur IMMER JUNG UND ATTRAKTIV sein muss, und um JUGEND und SCHÖNHEIT zu beschreiben, braucht es ADJEKTIVE. Ich weiß, Sie haben keinen blassen Schimmer von der Kunst des Adjektivierens. Zudem habe ich den Verdacht, dass Ihr außerordentlich beschränkter Geist sogar die Begriffe JUGEND und SCHÖNHEIT ignoriert.]

Insgesamt: 5 Seiten

2. Kapitel:

- Spirituelle Krise in der Mission. Der Held erkennt, dass sein Glaube ins Wanken gerät, sobald er in Afrika mit Elend und Heidentum in Berührung kommt. Der schwarze Kontinent kann sich nämlich leicht in eine Büchse der Pandora verwandeln, aus der Ungeheuer und Rachegeister entweichen, sobald man sie öffnet. (Verstehen Sie jetzt den Sinn des Titels??)
 - Hauptfigur zieht sich in den Urwald zurück, um nachzudenken. Ein Löwe will ihn verschlingen. Hauptfigur zähmt den Löwen und nennt ihn SIMBA.
 - Hauptfigur und SIMBA (also der gezähmte Löwe) wandern tiefer in den Urwald. Sie verirren sich und entdecken ein römisches Castrum!!!
- (Anmerkung: »Castrum« ist ein römisches Feldlager. Nicht, dass

ich an Ihrem Allgemeinwissen zweifelte. Wenn ich die Bedeutung von »Castrum« erkläre, dann nur, weil ich an Ihrer Fähigkeit zweifle, im Wörterbuch ein Wort mit mehr als einer Silbe zu finden.)

– Das Castrum wird von Überlebenden einer römischen Legion aus dem 1. Jahrhundert VOR Christus bewohnt, die bei ihrer Suche nach den Quellen des Nils vom Weg abkam. Die Kolonie ist fast ausgestorben. Es gibt nur noch zwei vorbildliche Legionäre, die sehr blond und sehr militärisch sind.

(Natürlich gibt es KEINE plausible Erklärung dafür, dass zwei römische Legionäre durch genetische Fortpflanzung mitten im Urwald und ohne Hilfe eines weiblichen Uterus überdauert haben sollen. Nun, das ist der typische Schwachpunkt der Erzählung, der einem keine andere Wahl lässt, als auf die SPORENTHEORIE hinzuweisen).

– Die beiden Legionäre führen einen endlosen Krieg mit Pygmäenstämmen aus der Gegend, die besonders kriegerische Menschenfresser und geistig zurückgeblieben sind.

Insgesamt: 25 Seiten

3. Kapitel

– Hauptfigur ist sich nicht klar, ob er den Legionären die FROHE BOTSCHAFT CHRISTI verkünden soll (Ich wiederhole: Sie wissen davon nichts, weil ihre Vorfahren das römische Imperium im 1. Jahrhundert VOR Christus verließen). Da er nicht weiß, ob er selbst den Glauben verloren hat, scheint es ihm widersprüchlich, die Legionäre bekehren zu wollen.

[Begreifen Sie diesen spirituellen Hintersinn???????? Hoffentlich!]

Insgesamt: 5 Seiten

4. Kapitel

- Große Schlacht zwischen einer Horde menschenfressender Pygmäen, die das Castrum überfallen, und den römischen Legionären, die sich verteidigen. Hauptfigur unterstützt die Römer tatkräftig, ebenso Simba.
- Hauptfigur macht ein wissenschaftliches Experiment mit zwei Pygmäen, die während der Schlacht gefangen genommen wurden. Er schlitzt sie auf, viviseziert sie vor aller Augen und beweist, dass sie NICHT zur Gattung Mensch gehören, im Gegensatz zu den Legionären, die, wie gesagt, blond sind und Latein sprechen.
- Ich habe weiter oben vergessen zu erwähnen, dass die beiden Legionäre einer Bantu-Prinzessin Unterschlupf gewährten, die zwar schwarz, aber sehr schön ist, und die sich auch in das Castrum verirrt hatte. Die Brüder lieben sie sehr, aber da sie sehr keusch sind, haben sie sie nicht berührt. (Das ist WICHTIG.) Auch unser Held verliebt sich. Großer innerer Kampf zwischen sexueller Begierde und Wunsch nach Heiligkeit.

Insgesamt: 15 Seiten

5. Kapitel

- Neuer Angriff der Pygmäen. Diesmal sind sie in der Übermacht. Millionen Pygmäen fallen in das Castrum ein und töten die beiden Legionäre, trotz ihrer heldenhaften Gegenwehr. Die Hauptfigur töten sie natürlich nicht, denn sonst wäre ja der Roman zu Ende. Sie nehmen ihn gefangen. Simba ist an einer Pfote verletzt. Vor der Katastrophe zwingt ihn die Hauptfigur zur Flucht, obwohl der treue Simba sich dagegen sträubt, denn er will seinen Herrn nicht im Stich lassen. Schließlich gehorcht Simba und verschwindet in den Urwald. Bevor die Pygmäen zu ihrer Baumstadt zurückkehren, verbringen sie die Nacht im Castrum. Der Held und die Prinzessin sind an verschiedene Pfähle gefesselt. Die Prinzessin gesteht ihm ihre bedingungslose Liebe!!!! Aber die Fesseln verhindern, dass unser Held den Versuchungen des Fleisches erliegt. [Wenn wir die Sze-

ne auf so geschickte Weise darstellen, vermeiden wir, dass es in der Geschichte zu unzüchtigen Szenen kommt, die immer peinlich sind. Daran erkennen Sie mein erzählerisches Geschick! Das hat einen Namen, den Sie in keiner seiner Varianten kennen: T-A-L-E-N-T]

– Pygmäen nehmen die Hauptfigur als Trophäe mit. Die Bantu-Prinzessin bleibt mit einer kleinen Abordnung Pygmäen im Castrum zurück, die ihren Verkauf an arabische Sklavenhändler verhandeln soll. Sobald die Hauptfigur die Baumstadt der Pygmäen erreicht, wird dort ein großes Fest stattfinden. (Sie leben in Hütten, die auf Baumästen gebaut sind. Beschreiben Sie sie als Affen mit einer gewissen handwerklichen Intelligenz.) Schreckliches nächtliches Spektakel. Pygmäen bereiten einen Kessel vor, in dem sie den Helden kochen wollen. Pygmäen trinken Blut aus den Schädeln der im Kampf gefallenen Legionäre. Orgie: Überall tanzen und kopulieren Millionen von Pygmäen wie ein Schwarm Mücken. [Sie sollen zwar eine Orgie beschreiben, aber übertreiben Sie die erotischen Schilderungen nicht. Von einem Nichtsnutz wie Ihnen muss man alles befürchten.]

Insgesamt: 10 Seiten

6. Kapitel

– Bei Tagesanbruch wollen die Pygmäen unseren Helden kochen und fressen. Er warnt sie, dass er, wenn sie solches versuchten, »die Sonne ausbliese«. (Dabei handelt es sich natürlich um eine Sonnenfinsternis, die im astronomischen Kalender steht.) Große Panik unter den Pygmäen, als sich die Sonne verdunkelt. Simba, der trotz seiner Verwundung treu seinem Herrn gefolgt ist, greift die Pygmäen wütend an und stiftet heilloso Durcheinander!

– Held und Simba fliehen.

Insgesamt: 15 Seiten

7. Kapitel

- Mit beschämender Leichtigkeit töten die Hauptfigur und Simba die wenigen Pygmäen, die im römischen Castrum die Gefangene bewachen. Glorreiche Befreiung der Prinzessin.
- Die Ereignisse haben dem Helden seinen Glauben an Gott zurückgegeben. Große Enttäuschung der Prinzessin, als er ihren Heiratsantrag ablehnt (Bringen Sie hier einen vernünftigen Grund, irgendeinen, auf KEINEN Fall dürfen die beiden heiraten. Neger verbinden sich nicht mit Engländern. Und tragische Liebesgeschichten sind literarisch rentabler, VERGESSEN SIE DAS NIE). Bantu-Prinzessin, Simba und Hauptfigur kehren nach England zurück. Sie nehmen auch einen besonders kleinen Pygmäen, d. h. einen Zwergpygmäen, als wissenschaftliche Probe mit.
- Bantu-Prinzessin ist im Kloster sehr glücklich. Löwe Simba ist im Zoo sehr glücklich. Pygmäe ist im Zoo sehr glücklich. Hauptfigur besucht sie regelmäßig und ist ihnen in tiefer Freundschaft zugezogen.

An dieses Abenteuer wird sich der Held viele Jahre später erinnern, wenn er schon zum Erzbischof von Canterbury ernannt und in Kirchenkreisen sehr geachtet ist.

Insgesamt: 5 Seiten

Buchseiten insgesamt: 80

Ende von *Pandora im Kongo*

WEICHEN SIE NICHT VOM SKRIPT AB!
SPAREN SIE NICHT AN ADJEKTIVEN!!
VERGESSEN SIE NICHT DIE ÜBERGÄNGE ZWISCHEN
DEN KAPITELN!!!

Wenn ich an die Tage danach denke, werde ich mir meiner damaligen Naivität erst richtig bewusst. Ich war noch sehr jung. Und die Aussicht auf eine Publikation löste in mir eine fast ehrfürchtige Scheu aus. Dass ich nicht als Autor genannt würde und die Bücher einen billigen Pappereinband erhalten sollten, war nicht weiter wichtig. Aber wenn das Buch Doktor Flag nicht gefiele, wären Frank Strub und seine drei Kinder die Geschädigten. Und ich wollte nicht, dass meine literarischen Launen einer armen Familie zum Nachteil gereichten.

Was die Handlung betrifft, spare ich mir jeden Kommentar. *Pandora im Kongo* war der typische Schund des Doktor Luther Flag. Aber wie gesagt, ob gut oder schlecht, es handelte sich um mein erstes Buch und ich war entschlossen, mein Bestes zu geben. Daher ging ich in eine Bibliothek, um Nachforschungen zu betreiben. Am dritten Tag war ich zu spärlichen, aber unwiderlegbaren Ergebnissen gelangt:

1. Pygmäen sind keine Menschenfresser.
2. Im Urwald gibt es keine Löwen.
3. Was zum Kuckuck war die Sporentheorie?

Mit viel Fantasie und einem sehr elastischen Begriff von literarischer Freiheit konnte ich gelten lassen, dass der Held einen Löwen bändigt. Oder dass sich eine ganze römische Legion nilabwärts verirrt. Was aber die Pygmäen betraf, hatte ich mir nie zuvor die Frage gestellt, ob sie überhaupt zur Gattung Mensch gehörten. Schlimmer noch war, dass die Ethnografen sie einhellig als den zutraulichsten und anarchistischsten Menschenschlag der Welt beschrieben. Wie sollten die ein Weltreich errichtet haben? Flags Pygmäen waren also erfunden. Und ohne diese Horden menschenfressender Pygmäen gab es kein Buch. Dennoch wagte ich es nicht, Flags Skript zu verändern. Daher ging ich noch am selben Abend zu Frank, um das Problem mit ihm zu besprechen.

Es war sehr spät und ich bereute schon, an der Türglocke

gezogen zu haben, als sich die Tür öffnete. Vor mir stand Frank in Unterhemd und Unterhose, jene lächerlichen Unterhosen, die man vor dem Ersten Weltkrieg trug. Zunächst lächelte er. Als er jedoch den Anlass meines Besuchs erfuhr, wandelte sich sein Gesichtsausdruck.

»Ich dachte, du brächtest mir den druckreifen Roman«, brummte er von der Türschwelle.

»Es ist nur so, Frank, im Urwald gibt es keine Löwen ...«, stammelte ich schüchtern.

»Löwen? Was für Löwen? Natürlich gibt es im Urwald Löwen! Wenn Doktor Flag sagt, dass es im Urwald Löwen gibt, dann gibt es die da! Basta! Wenn eine römische Legion nicht imstande ist, den Rückweg zu finden – warum soll sich dann nicht auch ein verdammter Löwe verirren können? Oder haben die etwa einen Kompass, die Löwen?«

»Aber, Frank, die Pygmäen sind keine Kannibalen ...«

»Und wen zum Teufel interessiert es, ob die Pygmäen Kannibalen oder Vegetarier sind?«, unterbrach er mich. »Bist du verrückt geworden, Tommy? Willst du, dass Flag mich an den Galgen bringt? Der kann mich jederzeit vor Gericht stellen, unter irgendeinem Vorwand. Sogar wegen Plagiat.«

Hinter einem Fenster ging das Licht an. Frank bemerkte es und wurde noch aufgebrachter.

»Da, schau, was du angerichtet hast! Die Kinder sind aufgewacht. Willst du, dass sie unter einer Brücke schlafen? Ist es das, Tommy? Willst du eine ganze Familie in den Ruin treiben?«

»Nein, Frank, natürlich nicht ...«

»Dann geh jetzt nach Hause und schreib die verfluchte Geschichte! In drei Tagen, Tommy, in drei Tagen will ich sie hier, maschinengeschrieben und in dreifacher Ausfertigung. Und jetzt hau ab! Nimm auch ein neues Farbband, sonst drückt das Kohlepapier nicht bis zur dritten Kopie durch.«

Bevor er die Tür schloss, senkte er die Stimme. Noch heute, sechzig Jahre später, höre ich ihn sagen:

»Für wen hältst du dich eigentlich, Tommy? Einen Wissenschaftler? Einen Philosophen? Du bist ein Schriftsteller, Tommy, ein Tintenkleckser!«

Was sollte ich tun? Ich ging also nach Hause und schrieb *Pandora im Kongo* in drei Tagen und drei Nächten. Strub hatte mir nicht die Gelegenheit gegeben, nach der Sporentheorie zu fragen.

* * *

Zu Anfang habe ich erwähnt, dass die Geschichte mit drei Beredigungen begann, und dabei sind bisher noch keine Toten aufgetaucht. Und zwar deshalb, weil die Geschichte noch gar nicht begonnen hat. Alles, was ich hier ausführe, soll meine Arbeit ins rechte Licht rücken. Mit anderen Worten: Wer der Ansicht war, dass die Aufgabe eines literarischen Negers beneidenswert ist, der hat hoffentlich seinen Irrtum eingesehen.

Auf *Pandora im Kongo* sollten noch viele ähnliche Geschichten folgen. Alle waren so schauerlich wie jene, oder schlimmer. Ich weiß, das kann man sich gar nicht vorstellen, aber es stimmt, sie können schlimmer sein.

Die Struktur war immer dieselbe. Es ging himmelschreiend patriotisch zu: Die britischen Entdecker waren heroisch, die französischen pedantisch, die italienischen affektiert, die Portugiesen benahmen sich wie Höhlenmenschen. Der Hintergrund war immer biblisch und militärisch. Die Mehrzahl der Hauptfiguren waren entweder Missionare oder Soldaten, oftmals beides zugleich: Feldgeistliche. Hinzu kam ein selbst für diese Epoche reaktionärer Rassismus. Die Afrikaner waren in zwei Kategorien eingeteilt: die edlen Wilden und die wilden Menschenfresser. Erstere hatten Aussicht auf eine Stellung als

demütiger Knecht mit einem Intelligenzquotienten, der selten über den eines achtjährigen Kindes hinausging. Letztere vergesse ich lieber.

Was die Bezahlung anging, konnte ich nicht klagen. Es stimmte schon, dass Frank nur wenig, sehr wenig bezahlte. Der alte Flag beutete Frank hemmungslos aus. Und da ich der Neger eines Negers war, wurde ich doppelt ausgebeutet. Ich hatte nichts dagegen, dass Frank einen Teil meines Lohns einbehielt. Denn warum hätte er sonst meine Dienste gebraucht? Außerdem hatte ich vollstes Verständnis für den Vater einer vielköpfigen Familie und seine schwierige Lage.

Aber eines Tages war Frank nicht zu unserer Verabredung erschienen. Wir trafen uns üblicherweise in einer kleinen Kneipe und tauschten Skript und Roman aus. Ich gab ihm die Geschichte, die ich geschrieben hatte, und erhielt von ihm das Skript für die nächste. Wir bemühten uns beide, immer pünktlich zu sein, und nachdem ich eine Dreiviertelstunde gewartet hatte, wurde ich ganz unruhig. Franks Abwesenheit musste auf höhere Gewalt zurückzuführen sein. Entweder war er krank oder eines seiner Kinder hatte die Röteln bekommen oder beides zusammen, wer weiß. Ich entschloss mich, ihn aufzusuchen.

Eine Schwarze machte mir die Tür auf. Ich war überrascht, dass Frank mit einer schwarzen Frau verheiratet war. 1914 waren Mischehen noch sehr ungewöhnlich, aber dann dachte ich, dass seine Leidenschaft für Afrika wahrscheinlich auf diese Beziehung zurückzuführen war. Die Frau war sehr nervös und sagte nur:

»Sind Sie ein Freund von Frank? Bitte treten Sie ein.«

Sie führte mich rasch ins Schlafzimmer und deutete auf das Bett.

In der Tat, Umstände höherer Gewalt hatten Frank verhindert. Er war nämlich tot. Eines seiner Augen war geöffnet, das

andere geschlossen, so als wollte er der Ewigkeit zuzwinkern. Ich habe schon gesagt, dass Frank nicht zum Kreis meiner engsten Freunde gehörte, noch nicht einmal zu den näheren. Aber in Sachen Tod sind alle Menschen gleich.

»Oh, Frau Strub! Mein tiefstes Beileid!«, rief ich aus und umarmte sie brüderlich. »Wenn Sie irgendwelche Hilfe brauchen, Sie oder ihre drei Kinder, scheuen Sie sich nicht, mich darum zu bitten. Der arme Frank! Armer Kerl!«

Die Frau runzelte die Stirn und mir wurde im selben Augenblick klar, dass ich etwas Unpassendes gesagt hatte.

»Was für Kinder?«, fragte sie. »Soweit ich weiß, hatte Frank keine Kinder, er ist Junggeselle.« Und sofort berichtigte sie sich selbst: »... war Junggeselle.«

Ich verstand gar nichts mehr, machte einen Schritt zurück und fragte:

»Junggeselle? Und mit wem spreche ich bitte?«

»Wir hatten eine Vereinbarung. Donnerstagnachts schliefen wir immer zusammen. Heute bin ich aufgewacht, und er war tot.« Das sagte sie, ohne mich anzusehen. Plötzlich wurde ihr Ton lebhafter: »Ich glaube, ich kenne Sie. Sind Sie nicht der junge Mann, der eines Abends an der Tür klingelte? Ich habe Sie durchs Fenster gesehen.«

Um diese Zeit gingen fast alle literarischen Ergüsse Luther Flags auf mich zurück. Ich hatte das System perfektioniert und war imstande, die drei Romane in einer Woche zu schreiben. Oft fing ich sogar mit dem Schreiben an, bevor ich das nächste Skript erhalten hatte. Frank beschränkte sich darauf, die Zeichensetzung zu korrigieren (schon immer waren Punkte und Kommas und besonders Strichpunkte meine Schwäche gewesen), die Abschnitte zu verbessern, in denen die Hauptfiguren nicht patriotisch genug waren, und wieder andere umzuschreiben, in denen die Schwarzen als zu intelligent dargestellt wurden.

Verwirrt setzte ich mich mit dem Hut in der Hand auf einen Stuhl. Ich schaute in Richtung Bett und dachte an alles Mögliche oder vielleicht an überhaupt nichts. Genau kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Frank Strub starb vor mehr als sechzig Jahren.

»Die Welt verliert einen großen Schriftsteller!«, bemerkte die Frau, diesmal mit reuigem Unterton.

»Ja, einen großen Schriftsteller ...«, bestätigte ich mit dumpfer Stimme.

»Kennen Sie Doktor Flag?«, fragte sie jetzt schon vergnügter. Sie besaß offensichtlich ein sehr wechselhaftes Temperament.

»Ich habe von ihm gehört«, erwiderte ich, fast ohne ihr zuzuhören.

»Wissen Sie was? Doktor Flag hat seine Bücher gar nicht selbst geschrieben!«

Daraufhin musste ich lachen. Mir war schon fröhlicher zuzumute.

»Ist das wahr?«, fragte ich.

»Ja, aber wissen Sie, was das Beste daran ist?«

»Lassen Sie mich raten ... Frank hat Flags Romane geschrieben.«

»Nein! Das wäre lustig, aber es kommt noch besser. Doktor Flag war überzeugt, dass Herr Spencer sie schrieb!«

Ich sprang auf.

»Und wer ist Herr Spencer?«

»Der Mann, der Frank die Skripts gab. Herr Spencer war der Neger von Flag, bis er Frank vorschlug, er solle doch die Romane schreiben. Ab da hat Spencer die Skripts nur noch an den armen Frank weitergeleitet.«

Wiederum wurde sie ganz trübsinnig.

»Armer Frank! Ein Skript kann jeder verfassen. Das Schwierige ist, die Geschichte zu schreiben, stimmt's?« Und gleich

darauf mit Entrüstung: »Der Spencer war ziemlich unver-
schämt! Das habe ich Frank immer wieder gesagt ...«

Ich brachte sie dazu, mir die Adresse von jenem Spencer zu geben. Ich setzte den Hut auf. Sie sah, dass ich Anstalten machte zu gehen, und zeigte mit dem Finger auf das Bett.

»Und jetzt? Was mache ich mit Frank? Sie wollten mir doch helfen, oder?«

Aber ich dachte an die vielen Provisionen, die sich Frank Strub als Vermittler zwischen Spencer und mir auf meine Kosten verschafft hatte, und entgegnete:

»Ich glaube, dass ich Ihnen schon sehr geholfen habe.«

Die Frau hielt mich einen Augenblick am Ellenbogen fest. Vielleicht hatte sie begriffen, wer ich war und was ich dort wollte. Jedenfalls zielte die nächste Frage darauf ab, ihren Verdacht zu bestätigen:

»Sie sind Schriftsteller, nicht wahr?«

Ich weiß nicht weshalb, aber in dem Moment fühlte ich mich wie ein Verbrecher, den man auf frischer Tat ertappt hatte.

»Ja, und Sie sind eine Nutte«, erwiderte ich.

Beide Anschuldigungen waren sich damit quitt und ich machte mich auf den Weg. Zu Spencers Haus natürlich. Ich war mir sicher, dass besagter Spencer sehr daran interessiert sein musste, mich als Ersatz für Frank Strub einzustellen. Genau betrachtet ging es nur darum, eine schon existierende Beziehung förmlich anzuerkennen. Selbstverständlich erwartete ich, dass sich mit Wegfall der Strub'schen Vermittlung mein eigenes Einkommen steigern würde.

Bei Spencer war niemand. Ein Nachbar, der am Eisenzaun zwischen den beiden Vorgärten lehnte, bemerkte mich. Er zeigte mit dem Finger auf mich und rief:

»Wollen Sie der Familie Spencer Ihr Beileid ausdrücken? Beileiden Sie sich! Vor zwei Minuten ist der Trauerzug zum Friedhof aufgebrochen.«

Ich konnte es nicht fassen. Spencer war auch gestorben! Der Nachbar berichtete mir die Umstände. An jenem Morgen war er von einer Straßenbahn überfahren worden. Die Räder hatten den Körper wie eine Kreissäge in zwei Hälften geschnitten.

Was war zu tun? Ich ging zum Friedhof, denn zu verlieren hatte ich ja nichts. Ich hoffte, dort jemanden zu treffen, der Spencers Geschäfte kannte und dem ich mich vorstellen könnte. Vielleicht würde die Person mich Flag weiterempfehlen. Im Grunde wusste ich gar nicht, was ich dort wollte, aber ich ging trotzdem hin.

Es war nicht schwer, Spencers Begräbnis zu finden. Zwischen den Grabsteinen, die aus dem Rasen ragten, entdeckte ich eine Gruppe Leute und in ihrer Mitte einen Pastor, der aus der Bibel vorlas und den Namen des Verstorbenen erwähnte. In der letzten Reihe der Trauergäste stand ein dicker Mann mit roten Wangen und kurzem Hals. Er war so klein, dass er, um etwas sehen zu können, immer wieder hochspringen musste. Ich stellte mich neben ihn.

»Was für ein Unglück! Was für ein dummer Unfall!«, flüsterte ich zu ihm gewandt, in der Hoffnung, ein Gespräch anzuknüpfen. »Der Tod macht auch vor den Besten nicht Halt.«

Der Mann drehte seinen kurzen Hals.

»Spencer – ein guter Mensch? Spencer war ein Schuft. Ich bin hier, um Schulden einzutreiben.« Unversehens fing er an, leise zu lachen. »Es heißt, die Leichenpräparatoren hätten große Schwierigkeiten gehabt.«

»Schwierigkeiten?«

»Ja, denn Spencer ist nicht das einzige Opfer bei dem Straßenbahnunfall gewesen. Die Räder haben den Unterleib von zwei Männern abgetrennt, von Spencer und einem anderen. Da sie sehr ähnliche Hosen getragen haben, weiß man jetzt nicht, ob die Toten mit den eigenen oder fremden Beinen begraben werden.«

Er legte sich die Hand auf den Mund, um ein Lachen zu unterdrücken. Ich dachte laut nach.

»Was für ein Zufall ...«

»Keineswegs. Man kann sagen, es hat sich um einen Arbeitsunfall gehandelt. Spencer war Schriftsteller, der andere Mann vermittelte ihm Anweisungen für eines seiner Bücher.«

»Das Skript?«

»Tja, wie man es halt nennen will. Skript, Anweisungen, Handbuch, das läuft aufs Gleiche hinaus. Die beiden hatten einen Augenblick nicht aufgepasst und ... hoppla ... da war es um sie geschehen. So spielt das Leben.«

»Und Sie, woher wissen Sie das alles?«

»Weil er's mir selbst gesagt hat. Ich hatte ihm ein Darlehen unter der Bedingung gegeben, dass er es mir im Folgemonat mit Zinsen zurückzahlt, sobald er die drei Bücher honoriert bekäme, die er gerade schrieb. Stellen Sie sich nur vor ... er schrieb drei Bücher gleichzeitig! Aber um die zu schreiben, brauchte er eine Anleitung.«

»Und wie kommt es, dass Sie über die Einzelheiten des Unfalls so genau Bescheid wissen?«

»Weil ich dabei war. Seit Wochen schon folgte ich ihm, um die Schulden einzutreiben, ich kannte alle seine Gewohnheiten. Spencer und der andere setzten sich hin, als sie die üblichen Papiere ausgetauscht hatten. Ich sah, wie die Straßenbahn sie in zwei Teile schnitt ... besser gesagt, vier Teile.« Er runzelte die Stirn: »Jedenfalls sind da noch die Schulden, und ich schwöre bei Gott, dass ich die eintreiben werde ...«

Plötzlich kam mir eine Idee. Ich drückte den Arm des dicken Mannes so fest, dass der mich entsetzt anstarrte.

»Und wer war der andere Tote? Etwa Doktor Flag?«, rief ich aus.

»Doktor Flag? Ach was! Natürlich nicht!«, gab er zurück.
»Doktor Flag ist ein großer Schriftsteller. Wo denken Sie hin!

Ich weiß nicht, was Spencer zu Papier brachte, aber ob es so gut war wie das von Flag, möchte ich doch sehr bezweifeln.« Er rückte näher an mich heran. »Kennen Sie Doktor Flags Werke?«

Ich betrachtete die Wolken und dachte laut bei mir:

»Aber wenn der zweite Tote nicht Flag ist – wer dann?«

»Ich besitze Doktor Flags gesammelte Werke. Alles, bis auf die Ausgabe vom April 1899, die ist vergriffen. Sie haben nicht zufälligerweise diesen Band? Ich zahle einen angemessenen Preis.« Und schon erzählte er: »Ein spanisches Heer aus Kuba hat den Befehl, ein Schiff mit meuternden Sklaven zu verfolgen. Die Schwarzen haben das Schiff gekapert, um nach Afrika zurückzukehren. Aber das spanische Heer ist ihnen auf den Fersen und folgt ihnen bis in den Urwald. Dort findet eine große Schlacht statt, zwischen dem Eingeborenenstamm und den Spaniern.«

Es gab nur eine Schlussfolgerung, die ich ziehen konnte: Spencer war ein anderer Frank Strub. Spencer erhielt die Skripts, die er an Frank weitergab und der an mich. Also musste Spencer noch ein weiterer Mann vorgesetzt sein. Ein Mann, der die Skripts direkt von Flag bekam und welche dann von Spencer über Frank zu mir gelangten. Und dieser Mann war ebenfalls tot, zermalmt von denselben Straßenbahnradern wie Spencer.

»Während der Schlacht trifft ein englischer Missionar ein, der erzählt, dass Kuba von den Amerikanern befreit und die Sklaverei abgeschafft wurde. Damit wird der Kampf hinfällig.«

Der Mann wurde lästig. Er störte meine Überlegungen.

»Von was für einem Heer reden Sie eigentlich?«, schnaubte ich. »Wie kommt es denn zu einem Krieg zwischen afrikanischen Stämmen und Spaniern aus Kuba?«

»Das ist eben das Kapitel, das mir von dem Roman fehlt. Remembern Sie sich daran? Wenn Sie sich daran erinnern, dann

haben Sie es gelesen und besitzen es vielleicht noch. Machen Sie einen Preis. Zwei Shilling? Ich bin bereit, zu verhandeln.«

Hier gab es nichts mehr für mich zu tun. Nachdenklich und mit hängendem Kopf machte ich mich davon. Ich fühlte mich besiegt, obwohl ich nicht genau sagen konnte, von wem.

Ich hatte den Friedhof schon fast verlassen, als ich auf ein anderes Begräbnis stieß. Alle Begräbnisse gleichen sich. Eine Gruppe weinender Menschen, ein Pastor, der über den Tod spricht und den Verstorbenen lobt. Ich wollte mich nicht aufhalten, aber da hörte ich die Worte »Straßenbahn« und »Unfall«.

Es handelte sich offensichtlich um das zweite Opfer. Dass heißt, die dritte und letzte Person, die zwischen Flag und mir stand. Unter den Anwesenden befand sich in der ersten Reihe ein Mann mit schlohweißem Haar.

Auf dem Foto der Buchdeckel ließen sich die dünnen roten Venen in seiner Nase nicht erkennen. Noch, dass er mit dem rechten Bein hinkte. Aber er war es, da bestand kein Zweifel. Doktor Luther Flag. Er hatte sich zum Begräbnis seines Negers eingefunden – seines Negervorarbeiters besser gesagt.

Mit einem Mal musste ich an die Skripts denken, insbesondere die begleitenden Anmerkungen. Ich musste zugeben, dass die Anmerkungen zu *Pandora im Kongo* geradezu schmeichelhaft gewesen waren. In anderen Skripts war er so weit gegangen, seinen Neger als die Lepra der Literatur zu bezeichnen, oder als einen Ausrotter der Adjektive und einen analphabetischen Zigeuner. Dabei dachte ich, dass der Neger, an den sich die Beleidigungen der letzten Skripts gerichtet hatten, ich selbst war, auch wenn er das nicht wusste. Ich kannte Flag nicht persönlich, aber mir war klar, dass er nicht als der Abraham Lincoln der literarischen Neger Geschichte machen würde.

Ich wartete, bis die Zeremonie vorbei war. Als sich die Leute zerstreuten, ging ich auf ihn zu. Vom ersten Augenblick an

betrachtete er mich mit Argwohn. Ich streckte ihm die Hand hin. Seine Hände lagen auf einem Stock mit weißem Kugelhaken. Er dachte nicht daran, einzuschlagen. Er schaute meine Hand an, als würde sie ihn mit einer Hautkrankheit anstecken. Sein Misstrauen versteckte sich hinter einer sanften Stimme, die so klang, als stünden wir meilenweit voneinander entfernt.

»Habe ich die Ehre, Sie zu kennen?«

»Auf indirekte Weise«, sagte ich mit einem Anflug von Übermut, »ich bin nämlich der Neger des Negers des Negers Ihres Negers.«

Das sollte sich als großer Fehler erweisen. Flag dachte nicht an unsere gemeinsamen Interessen, oder dass ich als Freiwilliger für die in der Schlacht Gefallenen einspringen wollte. Um uns herum standen noch ein paar Leute. Flag musste annehmen, dass sie mich gehört hatten und dass meine Worte seine Ehre beschmutzten. Vielleicht war er auch von Natur aus jähzornig. Oder es war ihm nicht bekannt, welche Kette von Subunternehmen sein Werk hervorgebracht hatte und dass meine bescheidene Wenigkeit das letzte Glied davon darstellte. Jedenfalls sperrte er verdutzt den Mund auf. Unter seinem Kinn ragte ein dicker Adamsapfel hervor, der sich jetzt aufplusterte wie bei einem Pelikan, der gerade einen Thunfisch verschlingt. Seine Backen färbten sich kürbisrot, die Nase leuchtete violetter denn je. Und als sein ganzes Gesicht wie ein Laborkolben brodelte, als die Leuchtkraft der Farben befürchten ließ, dass ihm bald der Kopf zerspringen würde, da sprudelte es aus ihm heraus:

»Ich kenne Sie nicht und es liegt mir nichts daran, Sie kennenzulernen. Und wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich Sie jetzt zu einem Duell mit Säbeln herausfordern!«

Er schwang seinen Mahagonistock, entschlossen, mir den Schädel einzuschlagen. Bevor er mich tatsächlich traf, packte

ich instinktiv das andere Ende. Darüber vergaß er für eine Sekunde seinen edlen Vorsatz, mich zu ermorden. Wir kämpften jetzt um den Stock, jeder zog auf seiner Seite. Wir glichen zwei Kindern, die Tauziehen spielen. Und so fing unser böser Streit an.

»Lassen Sie meinen Stock los!«, wettete er. »Loslassen, sag ich!«

»Aber Sie haben mich doch zuerst angegriffen!«, gab ich zurück.

»Machen Sie, dass Sie wegkommen! Sie arabischer Erpresser! Sie pharisäischer Rabe! Sie flügelloser Käfer! Lassen Sie meinen Stock los!«

Was für eine lächerliche Szene! Die Beleidigungen setzten jedoch meiner Geduld ein Ende. Ich war ein Architekt mit dem Gehalt eines Schornsteinfegers und Flag die Ursache meines Unglücks. Er verschanzte sich hinter einem Ruhm, den ihm die Arbeit unzähliger Neger verschafft hatte, alle so anonym und schlecht bezahlt wie ich. Und dieser Apostel der Gossensliteratur wagte es, mir gröbere Beschimpfungen an den Kopf zu werfen als die Weisen von Zion. Ich zog mit einem tüchtigen Ruck an dem Stock und brüllte zurück:

»Und Sie sind ein Halunke, ein mieser Wucherer, ein pharaonischer Lügner!«

»Wie können Sie es wagen, mich zu beleidigen!«, fauchte er und zog noch heftiger. »Mein Werk hat fünfundzwanzig britische Offiziere befördert!«

»Das ist wahrscheinlich der Grund, warum die Zulu die englische Armee bei Isandhlwana massakrierten! Und die Sudanesen bei Khartum! Und die Buren in Südafrika! Jetzt erst verstehe ich unsere Niederlagen in Übersee.«

»Lassen Sie meinen Stock los! Er ist das persönliche Geschenk des Herrschers von Munhumutapa! Fort, Sie opportunistischer Meuchelmörder!«

»Opportunistischer Meuchelmörder? Ich? Dann sind Sie ein Botschafter des schlechten Geschmacks! Und ein Zuhälter der Literatur. Hier haben Sie Ihren verdammten Stock! Behalten Sie ihn!«

Ich ließ einfach los. Aber der Schwung war so groß, dass Flag hinterrücks fiel und über den Boden rollte. Er glich einer umgedrehten Schildkröte. Es war zu viel für ihn gewesen. Da lag er nun und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Man kam ihm sogleich zu Hilfe. Die Trauergäste hatten sich schon fast zerstreut, doch als sie unser Gezeter hörten, waren sie wieder zusammengelaufen, um unserem Streit beizuwohnen. Ein Bewunderer ergriff Flags Arm und bemühte sich, ihn aufzurichten, eine Frau hatte sich neben ihn gekniet und wischte seine Stirn mit einem Taschentuch ab. Es muss nicht erst gesagt werden, dass alle Anwesenden Anhänger von Flag waren.

Die Menge schrie auf mich ein, als sei ich ein Verbrecher auf dem Weg zum Schafott. Ich fühlte mich gänzlich fehl am Platze. Ich war noch sehr jung und die Jugend ist besonders empfindlich für Ungerechtigkeiten. Aber was konnte ich tun? Sie waren auf Flags Seite, und nichts von dem, was sich zu meiner Verteidigung anführen ließ, hätte daran etwas geändert. Ich spürte, wie meine Wangen glühend heiß wurden, und meine Ohren waren wahrscheinlich schon puterrot angelaufen. So würdevoll wie möglich brachte ich meine Kleider in Ordnung, hob meinen Hut auf und ging.

Heute, sechzig Jahre später, habe ich Lust, darüber zu lachen: Flag, der Friedhof, die komische Oper, in die sich alles verkehrt hatte. Doch als ich damals über den Rasen schritt, fand ich das Ganze gar nicht lustig. Ich fühlte mich wie ein Topf, in dem die ganze menschliche Empörung gärte. Noch keine zwanzig Schritte hatte ich mich entfernt, als mir jemand zurief:

»Verzeihung. Das hier haben Sie vergessen.«

Zunächst kümmerte ich mich nicht um ihn. Es handelte sich um einen jener Männer, die vollkommen unauffällig und nichtssagend sind. Seine Kleidung war von diskreter Eleganz und es schien, als wäre er schon mit einer Glatze auf die Welt gekommen. Die sehr klaren Gesichtszüge erinnerten mich an das Bildnis des jungen Nietzsche. Das war aber auch schon alles. Das und ein kleiner Schnurrbart unter der Nase, so dünn wie ein Strich.

Er musste mir gefolgt sein, denn er hielt mir ein verschnürtes Bündel Papier hin. Ich hatte schon vergessen, dass Flags Roman der Auslöser für diesen unheilvollen Tag gewesen war. Verwirrt und gleichgültig machte ich keinerlei Anstalten, die Blätter an mich zu nehmen; es war mir alles egal. Der Mann lächelte.

»Sind Sie schon einmal in einem Automobil gefahren? Ich setze Sie ab, wo Sie wollen.«

Nein, ich war noch nie in einem mechanischen Wagen gefahren. Und die Aufregungen dieses Tages machten mich sehr empfänglich für jede Art von Beistand, wie unerwartet er auch war. Ich gehörte zu den Leuten, die nach einem Streit die Sprache verlieren, und entsprechend stumm saß ich neben dem Fahrer. Mein Hals war trocken. Der Mann zog einen Flachmann mit Whisky aus dem Handschuhfach. Ich nahm einen Schluck.

Schließlich erzählte ich ihm alles. Meine Beziehung zu Frank Strub. Die lächerlichen Geschichten, die ich schrieb. Die maßlose Ausbeutung, deren Opfer ich war. Die Reihe von Abgeschmacktheiten, deren letztes Glied ich darstellte. Mit jedem Schluck aus der Flasche begann ich ein neues Thema. Nachdem der ganze Dampf aus dem Topf entwichen war, fühlte ich mich schon besser. Was tat ich da, in dem Automobil, und warum erzählte ich einem vollkommen Fremden mein Leben?

Ich betrachtete die Hände, die das Lenkrad hielten. Niemand kann das Alter seiner Hände verheimlichen. Und mein guter Samariter war jünger als vermutet. Er hatte flamingo-rosa Fingernägel, die sich tief ins Fleisch schoben. Die Glatze und der Schnurrbart täuschten. Ebenfalls der klassische Schnitt seiner Kleider. Der Anschein von Gesetztheit machte ihn um Jahre älter; vielleicht war diese Wirkung beabsichtigt. Ich fühlte mich unwohl. Zum ersten Mal überkam mich der Gedanke, dass er alles über mich wusste und ich nichts über ihn. Sobald wir in die Nähe des Stadtzentrums gelangt waren, bat ich ihn, anzuhalten. Er meinte, dass er es nicht eilig habe. Der Tote sei nur ein sehr entfernter Bekannter gewesen. Er sei höflichkeitshalber zu dem Begräbnis gekommen, der restliche Vormittag stünde ihm zur freien Verfügung. Aber ich wollte den Rest des Wegs zu Fuß gehen. Als ich aus dem Wagen stieg, gab er mir seine Visitenkarte. Darauf stand: »Edward Norton. Rechtsanwalt«.

»Ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen, Herr Thomson«, rief er aus dem Wagen. »Es ist möglich, dass wir über gemeinsame Interessen verfügen. Bitte kommen Sie mich morgen früh besuchen.«

»Sie glauben doch nicht, dass ich Luther Flag anzeigen will? Solche Leute gewinnen jeden Prozess. Außerdem bin ich nicht imstande, einen Rechtsanwalt zu bezahlen.«

»Sie irren sich«, lachte er. »Ich möchte mit Ihnen über eine ganz andere Angelegenheit sprechen. Kommen Sie morgen gegen Viertel vor neun. Meine Adresse steht auf der Karte.«

Wir verabschiedeten uns. Aber ich hatte kaum die ersten Schritte getan, da rief er hinter mir her:

»Thomson! Sie haben etwas vergessen. Das ist schon das zweite Mal, dass Sie es verlieren.«

Und wieder gab er mir das Bündel mit dem Roman und den drei Kopien.

»Ihr Ausbruch von eben, mit Doktor Flag, hat mir sehr gefallen.« Und er fügte hinzu: »Ich suche einen Mann mit Temperament. Bis morgen.«

1914 gab es in London noch sehr wenige Autos. Ich überquerte den Trafalgar Square und traf auf ein Rolls-Royce-Cabriolet und einen Fahrer mit weißen Handschuhen. Auf dem Rücksitz saß ein ehrwürdiger Greis, die Hände über den Ebenholzknäuf seines Spazierstocks gefaltet. Der Wagen hielt vor einer Kreuzung, um einem Pferdegespann den Vortritt zu lassen. Ich nahm die Gelegenheit wahr und warf Flag das Bündel mit den Blättern an den Kopf:

»Hier, das gehört Ihnen!«

Es prallte wie ein Stein gegen seinen Hinterkopf. Hoffentlich hat es ihm tüchtig wehgetan.